

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 35

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Capriccio

Soeben lese ich in der Zeitung einen Artikel über das Musikleben unserer Stadt Basel, um dessen Reichhaltigkeit und Qualität uns andere Städter beneiden, auch jenseits der Landesgrenzen. Besonders die Oper habe einen guten Ruf, den sie der sorgfältigen Pflege des Ensembles verdanke.

Ich lese es mit Genugtuung und völliger Übereinstimmung, habe ich mir doch letzte Saison keine

Von Suzanne Geiger

einzigste Oper entgehen lassen, und keine einzige hat mich enttäuscht – bis auf eine Ausnahme: «Capriccio» von Richard Strauss, aber das lag nicht an der Oper, sondern am «Nachbarn».

Wir machten es uns wie immer lange vor Beginn der Oper auf den Drehstühlen zuhinterst auf der Galerie bequem und nahmen

in Vorfreude die Ambiance des sich füllenden Theaters und das Stimmen der Instrumente mit Hingabe in uns auf. Die Vorfreude war gross, und das war gut so, denn sie sollte die einzige sein an diesem Abend. Gerade auf diese Vorführung hatten wir uns besonders gefreut. Das Libretto – für einmal eine gute Geschichte – hatte Hand und Fuss. Es hätte ein Genuss erster Güte werden können. Er sollte mir nicht vergönnt sein.

In letzter Minute stürmte ein junges Pärchen die leeren Plätze zu meiner Rechten. Die beiden, ausser Atem, keuchten und lachten. Sie trugen weisse Turnschuhe, Blue jeans und buntgestreifte, kurzärmlige Leibchen. «Die kommen wohl direkt vom Joggen», raunte mir die Freundin zu. Und in der Tat: Dem Gerüchlein nach musste es so sein.

Der Vorhang ging auf: Das Bühnenbild, die Kostüme in reinstem, bestem Jugendstil, die ein-

setzende Musik: zart, wunderschön.

Die Jungen neben mir langweilten sich. Sie schaukelten auf ihren Sesseln hin und her, her und hin, sie umarmten sich, tuschelten miteinander, dann drehte sich der junge Mann mit einem Ruck nach meiner Seite. Seine schmutzigen Turnschuhe streiften haarscharf an meinem «Reinseidenen» vorbei. Ich warf ihm einen vernichtenden, tadelnden Blick zu. Hätte ich's nur unterlassen! Denn jetzt begann er seine Schuhe abzustreifen. «Wlupp» machte es zum ersten-, «wlupp» zum zweitenmal. Die Schuhe liess er zu Boden gleiten, dann bewegte er wohligh die befreiten Zehen. Und das Gerüchlein! Meine Qual war gross. Ich versuchte mit vorgehaltener Hand, den Geruch etwas zu mildern – vergebens. An ein Entrinnen war nicht zu denken. Die Oper ein Einakter. Keine Pause in Sicht.

Die Gräfin auf der Bühne raffte mit unnachahmlicher Grazie

ihre Schleppe, schritt langsam auf den Wandspiegel zu und schaute sich tief in die Augen, versuchte in ihnen die Antwort zu finden, die sie in ihrem Herzen noch nicht wusste: Liebte sie den Musiker oder den Dichter?

Meinem Nachbarn war das so lang wie breit. Er drückte seiner Gefährtin einen schmatzenden Kuss auf den Hals. Sie kicherte.

Es war mir unmöglich, mich auf die Geschehnisse auf der Bühne zu konzentrieren. Als der Haushofmeister mit dem Kerzenständer in der Hand erschien und sang: «Frau Gräfin, das Souper ist serviert», fühlte ich mich endlich erlöst. Der fallende Vorhang befreite mich aus einer unerträglichen Situation. –

Begierig lese ich in der Zeitung, was die kommende Saison alles bringen wird. Ich merke vor, kreuze an – und bete insgeheim zum «Heiligen Sankt Florian», er möge mich nächsten Winter doch gütigst vor diesen und ähnlichen Nachbarn verschonen.

«Beruhige dich, das wird nur ein Überzieher für die Katze.»



Koordination

Während in der übrigen Stadt die elektrischen Zuleitungen längst unterirdisch verlaufen, weist in unserem Quartier noch jedes Doppelhaus einen Dachständer mit weissen und gelben Porzellanglöcklein auf. Wie schon vor fünfzig Jahren führen Drähte von Haus zu Haus und bringen die begehrte Energie von oben her.

Später einmal, hiess es, wenn sich eine Reparatur der Strasse aufdränge, werde das Elektrisch hineinversenkt.

Unsere Strasse, die u-förmig durchs Quartier führt, wird nicht strapaziert. Es sind nur die An-

wohner, die sie benützen, um weg- und zuzufahren.

Vor etwa einem Jahr jedoch kamen fremde, nobel angezogene Männer, spazierten durch die Gegend und schienen etwas zu begutachten. Bald darauf befanden sich gelbe und rote Zeichen auf der Strasse, und in den Briefkästen lagen Rundschreiben. Die Gasleitungen müssten erneuert werden, gleichzeitig werde auch die PTT notwendige Arbeiten ausführen.

Vor unseren Häusern entstanden mannstiefe Baugruben. Leitungen wurden blossgelegt. Wir balancierten über Brücklein. Wer ein Auto besass, deponierte es irgendwo in grösserer Entfernung. Nach vielen Wochen wurden die

Löcher zugeschüttet. Die Strasse wies nun viele Narben auf, war aber begeh- und befahrbar.

Wieder kamen Männer, dunkelhäutige, fremdländische, fleissige. Mit Pickel und Schaufel lösten sie die Randsteine. Die müssigen gerichtet werden, sie seien krumm, erklärte man uns. Als sie dann schnurgerade ausgerichtet und einbetoniert waren, erschien eines Tages ein gelber Bagger. Der frass sich in die Strasse hinein, unterstützt von den fleissigen Männern. Die Strasse brauche einen neuen Koffer, teilte uns der Vorarbeiter mit, der es gerne hatte, wenn man mit ihm plauderte. Pausenloser Lärm vom Bagger und den Lastautos erfüllte nun unser sonst so ruhiges Quartier. Wieder kletterten wir über behelfsmässige Stege oder auch über Zäune zu Nachbarn, die noch Verbindung mit dem Festland hatten. War die Strasse ein Stück weit ausgehöhlt, so dass nur noch der Kopf der Männer herausschaute, legten sie ab einem riesigen Stoffballen ein Stück hinein. Dann wurde aufgefüllt. Für Monate begingen wir eine Naturstrasse. Heute jedoch ist sie fertig, mit einem glänzenden schwarzen Belag versehen, mit schnurgeraden Randsteinen.

Die elektrischen Leitungen thronen noch auf den Dächern. Wohl für lange Zeit; denn es wäre doch schade, eine so schöne, neue Strasse aufzureissen! Ruth Rossi

Guter Wille

Es wird viel geschrieben und gesprochen über die allgemeine Verunreinigung, vor allem, wieviel Abfall in den Haushaltungen entsteht. Ich finde es richtig, dass man uns darauf aufmerksam macht. Aber sehr oft hat man einfach keine andere Wahl, als die Produkte einzukaufen, wie man sie uns anbietet: Wie kann man Buttermilch anders heimtragen als in einer Tetrapackung?

Es gibt zahlreiche Hausfrauen, die dazu beizutragen versuchen, die Verbrennungsberge nicht durch gedankenloses und bequemes Wegwerfen noch zu vergrössern. Bei mir kommen beispielsweise keine Küchenabfälle, verblühte Blumen, Teeblätter, kommt kein Kaffeesatz mehr in den Abfallsack. Ich habe einen Schrebergartenbesitzer gefragt, ob ich diese Abfälle auf dem Komposthaufen deponieren dürfe. So wird auch das wenige weiterverwendet, und ich fühle mich etwas besser.

Während etwa eines Jahres deponierte ich also meine «Ware». Einmal auf einem vordern Komposthaufen, einmal weiter hinten, je nach Nässe der Erde, Schnee- verhältnissen oder ähnlichem.

Kürzlich hatte ich wieder einen Plastiksack voll Haushalt- und Blumenabfälle, kam den Weg

hinunter und wollte – siehe oben! Da schoss ein älterer Mann hinter Gras und hohen Blumen hervor, schlug mich mit der Faust; in der andern Hand hatte er einen grossen Stein. Ich erschrak heftig, wollte rückwärts ausweichen und fiel hin. Da trat mich der Mann mit dem Fuss. Am meisten Angst machte mir der grosse Stein in seiner Hand. Der Mann schrie immer wieder: «Endlich erwische ich Sie! Seit sechs Monaten passe ich auf, wer mir immer wieder diese Schweinerei auf meinen Mist bringt!» Er steigerte sich in eine riesige Wut hinein, und vor lauter Schreck konnte ich ihm einfach nichts erklären, fand aber auch, dass es bei einem derart wütenden Brüller wohl wenig Sinn habe.

Manchmal könnte man an der Menschheit verzweifeln, oder man könnte anfangen zu denken: Blas mir bald alles! Ich hatte guten Willen, dafür wurde ich zusammengeslagen! *Sophie*

Fernsehflaute

Wenn diese Zeilen erscheinen, werden wir sie hinter uns und überstanden haben, die sommerliche Fernsehflaute, die in diesem Jahr besonders schlimm war: Abend für Abend alte, schlecht synchronisierte amerikanische Filme oder deutsche Schmachtfetzen.

Eigentlich hatte das auch seinen Vorteil, man kam gar nicht mehr in Versuchung, den Apparat einzuschalten, konnte die schönen Sommerabende im Garten oder sonstwie draussen verbringen und geniessen; das Heimkino blieb ungenutzt.

Nur einmal setzte ich es in Aktion, nämlich als eine Reprise des «Weissen Hais» kam. Ich sah mir allerdings nur die letzte Viertelstunde dieses Films an. Diese grausige, blutrünstige Scheusslichkeit haben sich Millionen von Erwachsenen seinerzeit zu Gemüte geführt? Und vor allem Kinder! Die Erwachsenen bemerkten sicher bald, falls sie es nicht schon vorher gelesen hatten, dass das Monstrum eine Attrappe war, dass das Blut der zerfetzten Menschen nichts als Farbe oder Ketchup war. Aber ob das die Kinder realisierten? Und dieser Film war einer der grössten Kassenschlager!

Bin ich froh, dass meine beiden Buben vor mehr als dreissig Jahren noch ohne solche Filme und vor allem ohne Fernsehen aufwachsen durften.

Hedy Gerber-Schwarz

Heile Welt

Wir haben unsere Gegend eben intakt erhalten und nicht mit Beton- und anderen Bauten verschandelt. Bei uns ist die Welt noch in Ordnung, dafür haben wir gesorgt. So sagen sie, mit einem stolzen Unterton in der Stimme. Wenn man dann besser hinhört, handelt es sich um irgendeine abgeschiedene Gegend, fern von Verkehr, Industrie oder Tourismus. Es ist einfach, der Verschandelung entgegenzuwirken, wenn überhaupt keine Versuchung besteht.

Wenn dann so eine Gegend aus irgendeinem Grund doch in den Sog des Verkehrs, der Industrie oder des Tourismus gerät, tönt es bald einmal anders. Da muss man plötzlich und unbedingt für einen angemessenen Verdienst der Bevölkerung sorgen. Es müssen unbedingt wertvolle Arbeitsplätze geschaffen werden, natürlich einzig und allein, um der Abwanderung entgegenzuwirken. Da werden ungeahnte Kräfte frei. Die Bewahrer werden zu «ewigen Stänkerern», werden verschrien als Grüne, als Rote, als Zerstörer einer gesunden Wirtschaft. Von Profit ist nie die Rede. Immer nur von Erhaltung der Arbeitsplätze, von freier Marktwirtschaft, von Demokratie und von Heimat.

Dabei wittern doch nur einige gute Geschäfte. *Dina*

Das kleine Missverständnis

An einem Donnerstag schrillt das Telefon. Eine Bekannte will uns zum Nachtessen einladen. Wann? Wir einigen uns auf den «nächsten Samstag».

Zwei Tage später machen sich mein Mann und ich auf den Weg, mit Blumenstraus und einem guten Tropfen. Wir läuten an der Wohnungstür, die sich gleich öffnet. Die Gastgeberin erscheint in festlichem Kleid. Aber statt der üblichen freudigen Begrüssung kommt ein Ausruf des Erstaunens über ihre Lippen. Sie fängt sich jedoch rasch, sagt allerdings, dass sie eigentlich ein anderes Ehepaar, uns hingegen erst acht Tage später erwartet habe. «Das macht doch nichts, dann gehen wir eben nach Hause», erklären wir einstimmig. «Kommt überhaupt nicht in Frage, ihr bleibt auf alle Fälle hier!» überzeugen uns die Bekannten. Das inzwi-

schon eingetroffene «richtige» Paar ist derselben Meinung, auch wenn es uns gar nicht kennt. Es wird ein sehr netter Abend, obwohl wir uns anfänglich als Eindringlinge vorkommen. Aber das Essen reicht für alle. Am Schluss können wir herzlich über den Vorfall spotten und lachen.

Gleichwohl frage ich seither bei einer Abmachung immer nach dem Datum, denn der «nächste Samstag» liegt nicht für alle in der gleichen Woche. *Heidi B.*

Der Gruss

Es war an meinem Geburtstag, als ich ihm im Dorf begegnete. Er durchwanderte es zwar nur, barfuss, abergerissen – wohin war er unterwegs, zum Nirgendwo?

Über das feine Gesicht des jungen Mannes glitt ob meines Grusses ein Ausdruck des Erstaunens. Er konnte nicht wissen, dass der eigene Sohn mir auch so fortgezogen war, blond und sensibel wie er, hochbegabt und doch vom guten Weg abgekommen, den Drogen verfallen, abstrusen Ideen verschworen. Mit jenem Gruss grüsste ich auch ihn, der längst keines Geburtstages mehr gedachte, grüsste alle verlorenen Söhne der Welt und ihre Eltern.

E. J.

Lesen können sie auch

Meine Schwester ist Blutspenderin. Da sie meine Schwäche für Kleber kennt, bekam ich den Blutspende-Kleber für meine Sammlung. Klar und deutlich ist darauf vermerkt: «Ich bin Blutspender.»

Ich dachte nicht mehr daran, als ich kürzlich auf einen Ausflug ging. In einem kühlen, schattigen Wäldchen war es richtig angenehm, nicht mehr so heiss wie draussen an der prallen Sonne. Sehr kurz war die Freude am Schatten, am Sein in feiner Kühle. Keine hundert Meter im Waldesinnern stürzten sich – lautlos – Stechmücken auf mich. Gleich paarweise und halbdutzendfach saugten die blutrünstigen Biester meinen roten Lebenssaft! Beileibe nicht alle Mini-Vampire mussten ihr kühnes Unterfangen mit dem Leben bezahlen; es waren zu viele gleichzeitig.

Die Umkehr in waldlose, mückenfreie Hitze geschah rasch. Wie hätte ich, jetzt die juckenden Armstellen reibend, ahnen können, dass Stechmücken von meinem Kleber wussten und ihn lesen würden? *Hanni Gerhard*

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Schlechte Erfahrungen

(Nebelspalter Nr. 29)

Liebe Suzanne

Ja, Computer sind dumm. Mir ging es nicht besser als Ihnen. Zwei Jahre nach dem Tode meines Mannes habe ich einen Brief vom Strassenverkehrsamt erhalten des Inhalts, mein Mann sei nun siebzig und sollte beim Arzt feststellen lassen, ob er noch fahrtüchtig sei. Wenn ich letztes Jahr zur Bank ging, Geld abheben, brauchte ich höchstens fünf Minuten. Seit die Bank auf Computer umgestellt hat, warten ständig lange Menschenschlangen vor den Schaltern. Patienten, die an einem computerisierten Apparat angehängt sind, brauchen zehn Minuten länger für die Dialyse (Blutwäsche). Das zählt, wenn man dreimal wöchentlich drei ganze Stunden an so einem Apparat angeschlossen werden muss!

Mit freundlichem Gruss *Hege*

Nicht so dumm

(Nebelspalter Nr. 29)

Liebe Suzanne Geiger

Ich muss Ihnen widersprechen;

ich machte eine andere Erfahrung mit einem Computer.

Vor Jahren war ich Abonnentin zweier Zeitschriften. Und diese fusionierten. Ich muss noch vorausschicken, dass ich zwei Namen habe, Susi und Rösl. Und eines der Heftli kam mit der Adresse an Susi, das andere an Rösl. Nach der Fusion schrieb ich sofort an den betreffenden Verlag und meldete, dass die Namen identisch seien. Die Zeitschrift kam dreimal doppelt, obwohl ich eine davon immer mit der genannten Begründung retournierte.

Ich schrieb nochmals, diesmal aber an den Computer, mit der Bitte, er solle seinem Programmierer melden, dass nur ein Heft an die Adresse S. R. Egli zu senden sei. Denn ich wollte nicht zwei Rechnungen bezahlen. – Siehe da, es klappte!

Ergo war wohl für dieses eine Mal der Computer reaktionsfähiger als die anderen Empfänger meiner Briefe, somit gar nicht so dumm. Jedenfalls nicht dummer als der Programmierer seiner Codes.

Man lernt nie aus.

Mit freundlichem Gruss *S. R. Egli*